

gemacht hat, den Text Korrektur zu lesen, denn es wimmelt von Rechtschreib- und Grammatikfehlern.

Uli Gleich

**Wolfgang Duchkowitsch / Fritz Hausjell / Horst Pöttker / Bernd Semrad (Hrsg.)**

**Journalistische Persönlichkeit**

Fall und Aufstieg eines Phänomens

Köln: Halem, 2009. – 486 S.

(Öffentlichkeit und Geschichte; 3)

ISBN 978-3-938258-82-8

Auch wenn diese Aussage Phrasenschweinverdächtig ist: Festschriften haben ihre eigenen Gesetze. Im Grunde gibt es dabei nur die Wahl zwischen zwei – gleich suboptimalen – Möglichkeiten. Zum einen kann man ca. zwei Dutzend (möglichst) bekannte Kolleginnen und Kollegen bitten, *irgendetwas* abzusondern, das *irgendwie* dem Anlass (runder Geburtstag, Emeritierung) entsprechen könnte, und dies wird dann ohne weiteren Aufwand zwischen zwei Buchdeckel gepackt; oft handelt es sich dabei um Aufsätze, die schon *irgendwo* herumlagen. Die andere Option ist für die Herausgeber mühevoller und riskanter, denn sie bedeutet, eine einschlägig ausgewiesene Schar von Mitarbeitern auf ein vorgegebenes Thema zu verpflichten. So sollte das im vorliegenden Fall wohl sein, wobei der Publikation ein gleichnamiges Symposium aus Anlass der Verabschiedung von Wolfgang R. Langenbacher vorausgegangen ist. Die dabei präsentierten Beiträge bilden den Kern des stattlichen Bandes, der nun sozusagen seine Konsistenzprüfung bestehen muss.

Zu den Überraschungen gehört dabei, dass der Geehrte selbst zu den Autoren gehört. Doch erstaunlich ist vor allem, wer sich hier alles zu einem Thema äußert, das eigentlich schon mausetot schien und dessen Wiederbelebung gewiss begründungsbedürftig ist. Darum ist man beginnend mit der Einleitung der beiden Mitherausgeber Horst Pöttker und Bernd Semrad dann auch immer wieder strebsam bemüht, aber mit unterschiedlichem Erfolg. Als Hypothek erweist sich dabei schon der Untertitel des Buches „Fall und Aufstieg eines Phänomens“. Was ist denn hier gefallen und was ist aufgestiegen? Denn wir verhandeln über einen obsoleten wissenschaftlichen Ansatz, der seit den 1920er Jahren – also mehr als ein Jahrzehnt nach Max Webers Plan für eine empirische Medien- und Journalismusforschung – das Fach für lange Zeit zurückgeworfen hatte. Der sexistisch

ist, ausbildungsfeindlich und in seiner Rhetorik oft unfreiwillig komisch. Macht sich niemand mehr die Mühe, die einschlägigen Texte zu lesen?

Gute Wissenschaft operiert mit präzisen Begriffen – auch dies kann man bei Max Weber lernen. Doch ein weiteres Problem dieses Buches besteht darin, dass in zu vielen Beiträgen der zentrale Terminus „journalistische Persönlichkeit“ ungeklärt bleibt. Da er ja wohl nicht systemisch gemeint ist (etwa im Sinne von Talcott Parsons): Ist er dann diagnostisch oder moralisch gemeint? Etwa im Sinne Webers als rationales Handeln von Personen, deren Motiv es ist, *rein* der Sache zu dienen; Semrad weist in seinem Beitrag immerhin darauf hin (S. 379). Oder hat man die Definition gar an Otto Groth delegiert, der ausführlich zu Wort kommt? Unter Rekurs auf den Nestor der „Zeitungswissenschaft“ bietet uns Pöttker jedenfalls als „Persönlichkeitsmerkmale des Vermittlers“ vor allem „Instinkt“ und „Gespür“ sowie gewisse weitere „physische, intellektuelle und emotionale Eigenschaften“ (S. 58) an. Nach solchen Diskussionsbeiträgen scheint klärungsbedürftig, ob sich die Kommunikationswissenschaft (wieder) aus den Sozialwissenschaften verabschieden will.

Zu den Überraschungen gehört deshalb, dass ausgerechnet der Systemtheoretiker Ulrich Saxer mit dabei ist, der weiland mit guten Argumenten gegen alles in den Kampf zog, was irgendwie ontologisch aufgeladen schien. Neugierig fragt man, ob er hier nun eine altersmilde Volte schlagen wird oder auf Leser ohne Gedächtnis setzt. Nun, Saxer macht immerhin – wie auch einige andere Autoren – deutlich, dass er mit dem Generalmotto dieses dicken Sammelbandes nicht so schrecklich viel anfangen kann. Es gibt darin durchaus hinreichend differenziertes, etwa zur „Theorie der Praxis“ (Hannes Haas), aber auch bemerkenswert Uninformiertes.

Störend ist an diversen Stellen insbesondere der moralisierende Tonfall – vor allem, wenn es gegen die (konstruktivistische) Systemtheorie geht, und zwar mit Formulierungen wie dieser: „Mystifikation des sozialen Systems als Realität sui generis und der Autopoiesis als Heilsprinzip“ (Pöttker, S. 65). Schon in den ersten Sätzen der Einleitung (S. 9) heißt es dazu, es sei in der Systemtheorie „geradezu verpönt, sich nach der Bedeutung von Personen, ihren Leistungen und Fehlleistungen zu erkundigen.“ Dies sind solche Verkürzungen einer breiten, jahrzehntelangen Theoriedebatte, dass man erstaunt ist. Günter Reus, der sich hier seit Jahren sozusagen persönlich betroffen zeigt, steuert zu diesem

Bashing den schönen Satz bei: „Auf die Begriffsglut Dovifats folgte nun [...] die Kälte-welle der Systemtheorie.“ (S. 268) Wie vage die Kategorien einer journalistischen „Persönlichkeitsforschung“ sind, demonstriert er dann (unfreiwillig) selbst anhand einer „Rundfrage“ an 44 (von 164 angefragten) Chefredakteure deutscher, österreichischer und Schweizer Tageszeitungen; unter der Überschrift „Merkmale der Persönlichkeit“ taucht dann z. B. „Nähe zum Leser“ (S. 279) auf. Auf *diese* Weise die „unterstellte mechanistische Einseitigkeit systemtheoretischer Ansätze“ (S. 284) empirisch widerlegen zu wollen, konnte nicht gelingen. Und so muss der Verfasser in seinem Resümee fairerweise einräumen: „Persönlichkeiten, die Chefredakteure gerne in ihren Redaktionen versammelt sähen, zeichnen sich – ganz im Sinne der Systemtheorie – durch ein Höchstmaß an professionellen Rolleneigenschaften aus. Zugleich erstellten die Befragten aber auch eine lange „Wunschliste“ [sic!] eher personenbezogener Charaktereigenschaften.“ (S. 283f.)

Gewiss gibt es in diesem Buch auch zahlreiche (biographische) Beiträge von Journalisten über Journalisten, die durchaus das Prädikat „interessant“ oder sogar „lesenswert“ verdienen (z. B. das wieder abgedruckte Stück des 2003 verstorbenen Herbert Riehl-Heise über den Wiener Boulevardzaren Hans Dichand). Erfrischend auch der Beitrag von Klaus Siebenhaar, der im Kontext der Berliner „Medienrepublik“ von der journalistischen Persönlichkeit plausibel auf „Personenmarken in den Medien“ umstellt.

Dass man eine schwer verständliche Wissenschaftsrhetorik vorführen kann, auch wenn man kein Systemtheoretiker ist, sondern eigentlich über das „normative Konzept der journalistischen Persönlichkeit“ schreibt, demonstriert Thomas A. Bauer. Immerhin ist in seinem Beitrag aber ein analytischer Zugriff auf das „Phänomen“ erkennbar und dadurch auch eine Problematisierung etwa in Hinblick auf eine anachronistische Begabungsideologie (S. 72). Dieser Beitrag bewegt sich auf einem hohen Reflexionsniveau und eröffnet vielfältige Möglichkeiten zur Anschlusskommunikation. Der Autor setzt die nötigen Fragezeichen hinter das *pauschale* Konzept von der journalistischen Kulturleistung und zeigt, wie fruchtbar der Rekurs auf die ansonsten in diesem Buch so arg gescholtene (konstruktivistische) Systemtheorie sein kann. Die kritischen Fragen, die er zu einer „Theorie der journalistischen Persönlichkeit“ stellt (S. 82), werden in diesem Buch aber nicht beantwortet. Am Ende entwirft Bauer ein kulturelles Konzept, wobei Persönlichkeit das

Konstrukt sei, das „sich durch Kommunikation auf der Suche nach Vertrauen erklärt“ (S. 87). Der Autor steuert dann auf „journalistische Milieus“ zu und entwickelt hierzu weitere luzide Ideen im Kontext der System-Akteur-Beziehung. Zweifelhaft bleibt jedoch, ob man zu deren Umsetzung einen so belasteten Terminus wie „journalistische Persönlichkeit“ überhaupt braucht. Jedenfalls unterläuft Thomas A. Bauer mit seinem Vorschlag, die Persönlichkeit sozusagen zu atomisieren, in schönster Weise die Zielsetzung (jedenfalls) der Herausgeber dieses Buches.

Wolfgang R. Langenbucher, dem diese Festschrift zum Ende seines jahrzehntelangen Wiener Ordinariats gewidmet ist, war selbst natürlich klug genug, die Gefahren zu wittern, die lauern, wenn sich (wieder) alles um die publizistische (oder hier sogar: journalistische) Persönlichkeit drehen soll. Deshalb ignoriert er den hier vom Zaun gebrochenen Paradigmenstreit und beschäftigt sich in seinem eigenen, lektüregesättigten Beitrag ziemlich autistisch mit einem seiner Hobbys: journalistischen Autobiographien. Langenbucher hat in den 1970er Jahren ganz wesentlich zur Etablierung der empirischen Journalismusforschung und der hochschulgebundenen Journalistenausbildung in Deutschland beigetragen. Dass er sich später davon abgewandt und mehr dem Journalismus als „Kulturgut“ und hier dem (kleinen) Segment von textlichen Höchstleistungen zugewandt hat, ist völlig legitim und auch wissenschaftlich vertretbar. Mehr noch: In einer Zeit, da es den Qualitätsmedien ökonomisch an den Kragen geht, erscheint es besonders geboten, (zumindest: guten) Journalismus als Kulturgut auszuweisen – um ihn vielleicht sogar wie Museen, Theater und Bibliotheken mit öffentlichen Mitteln unterstützen zu lassen. Dass aber in Langenbuchers Windschatten nun die Renaissance einer Art von „Journalismustheorie“ stattfinden könnte, die aus guten Gründen als überwundene Episode der Fachgeschichte betrachtet wird, bereitet jedenfalls dem Rezensenten Unbehagen. Wolfgang R. Langenbucher, der kluge Beobachter der Medien und des Journalismus, hätte das jedenfalls nicht verdient.

Siegfried Weischenberg